

Nr. 160. Bromberg, den 16. Juli 1935

Umweg zur Heimat.

Roman von Marliese Kölling.

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der ganze Abend wurde ein Triumph für Friede. Sie mußte endlose Reden über sich ergehen lassen. Und sie hätte glücklich sein können, wenn nur nicht einer bei diesem Turnier gefehlt hätte. Inmitten der Heiterkeit, der Festesfreude und der Begeisterung für ihre Leistung fühlte sie, sie kam von Peter Ott nicht los. Ein altes Lied fiel ihr ein. Sie hatte es früher oft gesungen:

... Und legt ihr zwischen mich und sie
Auch Berg und Tal und Hügel,
Gestrenge Herr'n, ihr trennt uns nie:
Die Lieb', die Lieb' hat Flügel.

Ob es so war? Ob wirklich räumliche Trennung nicht helfen konnte, die seelische vorzubereiten? Sie wollte es jedenfalls versuchen. Andere Eindrücke, andere Erlebnisse würden diesen Schmerz in ihr wenigstens übertäuben können. Was wollte sie hier in Deutschland? Drüben saß Wulff Legien mit einem finsteren Gesicht. Sie würde vor ihm keine Ruhe haben, und in bezug auf Peter Ott keine vor sich selbst. Nach Tisch gelang es Potosi, Friedes unter vier Augen habhaft zu werden. Sie staunte, wie sachlich er plötzlich sprach. Nichts mehr von dieser überschwenglichen süßlichen Art, mit der er sie sonst feierte. Klar und bestimmt legte er seine Pläne für die mexikanische Reise und ihr Turnier dar. Es klang alles sehr überzeugend. Friede ahnte nicht, daß Sennor Potosi ihr eins verschwieg, daß er der Veranstalter des vorzubereitenden Turniers war und nicht die Stadt Mexiko, in deren Namen er einlud. Mit einer Anzahl von Goldpesos würde er es schon einzurichten wissen, daß das private Turnier zu einem offiziellen Fest würde, bis Friede von Stetten herüberkam.

„In vier Monaten, Sennorita, ist das große Springturnier in der Diazhalle in der Stadt Mexiko. Sie müssen es mit bestreiten. Sämtliche Kosten für Ihre Überreise, das Pferd und das nötige Personal stellt mein Klub. Wir sind sogar gern bereit, Ihnen die Zeit zu vergüten, die Sie drüben sein müssen, um sich und Fanfare an das veränderte Klima zu gewöhnen."

Friede schüttelte energisch den Kopf:

„Geht nicht. Völlig unannehmbar."

„Warum, Sennorita?"

„Weil unsere Amateurgesetze es verbieten. Würde ich derartige Angebote annehmen, so sähe es aus, als ließe ich mich indirekt bezahlen. In diesem Augenblick bin ich nicht mehr Amateur, sondern Professional und darf bei keinem Reitturnier mehr mitreiten. Sie können sich vorstellen, Sennor, daß ich so etwas unter keinen Umständen mache."

Sennor Potosis Gesicht war ordentlich zornig.

„Was sind das für törichte Gesetze, Sennorita? Kann ein Mensch von der Luft leben? Wie wollen Sie die deutschen Farben in Mexiko zu Ehren bringen, wenn Sie keine Möglichkeit haben, die Sache pekuniär durchzuhalten? Wenn Sie nicht einmal die Hilfe ergebener Freunde annehmen dürfen?"

Friede dachte einen Augenblick nach:

„Es gibt einen Ausweg, Sennor."

Sennor Potosis Gesicht verklärte sich selig:

„Nennen Sie ihn mir, Sennorita, Sie machen mich überglücklich."

„Sie sagten doch doch, ich müßte einige Wochen in Mexiko verbringen, das sehe ich ein. Fanfare und ich müssen uns an das südliche Klima gewöhnen. Außerdem muß ich die Bahn kennenlernen. Wenn es mir gelänge, drüben Reitstunden zu geben — und wenn Sie mir dazu verhelfen könnten, Sennor, dann könnte ich meine Arbeit hier in Deutschland für einige Monate aufgeben und wohl auch den Aufenthalt drüben bestreiten."

„Nichts leichter als das, Sennorita! Sie werden einen Zulauf haben, einen Zulauf — unsere mexikanischen Damen und Herren werden begeistert sein. Darf ich mich als ihr erster und ergebenster Schüler melden? Man wird sich um Ihre Stunden reißen, Sennorita. Man schätzt die Deutschen da drüben; besonders wenn es deutsche Frauen sind und so schön wie Sie. Wenn Sie mich überglücklich machen wollen, dann geben Sie meiner schwarzen Stute Caramella die Ehre, sie für die Stunden als Reitpferd zu benutzen. Sie wird unter Ihnen wie Seide gehen, Sennorita. Wie Seide! Sie werden entzückt sein von Caramella. Ihre Mutter war arabisches Vollblut, ihr Vater der reinrassige Mustang, der in den Salbeihängen Arizonas zu fangen war. Acht Pferdejäger haben sieben Monate gebraucht, um ihn zu bekommen. Also, Sennorita, wie ist es? Habe ich Ihr Wort?"

Lächelnd streckte Potosi Friede die Hand entgegen. Gerade wollte sie in die ausgestreckte Rechte einschlagen, als plötzlich Wulff hinter ihr auftauchte.

„Verzeihen Sie, Sennor, daß ich mich in das Gespräch mische. Sie waren so eifrig, daß Sie mich gar nicht gesehen haben. Ich finde das alles schön und gut. Doch was für Garantie können Sie uns geben? Ohne weiteres lasse ich meine Kusine nämlich nicht über den Ozean. Nur, wenn die Verhältnisse drüben ganz sicher und geklärt sind."

Friede sah Wulff empört an. Was war das für ein neuer Ton, den er da anschlug? War sie denn wieder zum Backfisch geworden, der über sich bestimmen lassen mußte? Was fiel Wulff eigentlich ein? Hatte sie ihn um Rat gebeten? War sie nicht mehr selbständig? Warum ließ man sie nicht den Weg gehen, den sie gehen wollte? Sehr entschieden, geradezu verletzend sagte sie:

„Ich glaube, Wulff, ich bin mündig und kann allein entscheiden!"

Wulffs Gesicht wurde blaß.

„Oh, bitte", mit einer steifen Verbeugung entfernte er sich.

Friede wandte sich Potosi wieder zu, der diese Szene mit Unbehagen mit angehört hatte.

„Seien Sie nicht zu zornig, Sennorita", bat er, „es ist selbstverständlich, daß Ihr Vetter um Ihre Zukunft besorgt ist. Bitte erkundigen Sie sich zuvor auf der mexikanischen Gesandtschaft in Berlin, wer ich bin. Wann darf ich Ihre gütige Entscheidung erwarten?"

„Sofort!" trumpfte Friede auf. „Ich nehme Ihr Angebot an, Don Potosi. Bitte suchen Sie meinen **Berliner**

Anwalt auf, damit wir dort den Kontrakt abschließen können. Es ist Justizrat Wengen in der Friedrichstraße."

„Wirklich acceptado, Sennorita?" fragte der Mexikaner erfreut zurück.

„Si, Sennor, wirklich acceptado", lachte Friede. Sie zwang sich, heiter zu sein. Die Würfel waren gefallen. Sie hatte Potosi zugesagt, und sie war kein Mensch, der seine Entschlüsse wieder umstieß.

Potosi küßte Friede leidenschaftlich die Hand:

„Entschuldigen Sie mich, Sennorita, ich will sofort ein Telefongespräch nach Berlin anmelden, damit alle Dinge schon vorbereitet werden, bis wir von Dortmund abreisen. Sie glauben nicht, wie glücklich ich bin. Es wird der schönste Tag meines Lebens sein, wenn Sie in Mexiko das Turnier reiten."

Einen Augenblick stand Friede versunken. Der Wortschwall des temperamentvollen Mexikaners, der Zorn über Wulff, der Wunsch, alles zu vergessen, hatten sie wieder über sich selbst hinweggetragen. Jetzt wurde ihr plötzlich klar, was ihr Entschluß bedeutete. Fort von allem, was sie kannte, fort von Peter Ott. Die Musik im Nebenzimmer riß sie aus ihrem Grübeln. Da tauchte auch Wulff auf. Mit unbewegter Miene bat er um den ersten Tango. Doch heute waren Friede und ihr Vetter, die hervorragend miteinander eingetanzt, schlecht bei der Sache. Rein mechanisch bewegten sie sich nach den Klängen der Musik.

„Warum hast du das getan?" herrschte Wulff Friede an." Ich begreife nicht, daß du diesem Mexikaner traust. Mir kommt er mit seiner vielen Rederei und seiner lauten Begeisterung verdammt unzuverlässig vor. Ich werde selbst Erkundigungen an Ort und Stelle einholen lassen, Friede. Und wenn nicht alles so glänzend aussieht, wie er es dir vorredet, so bleibst du hier. Sei doch vernünftig. Ich will doch nur dein Bestes."

Friede schüttelte den Kopf:

„Jawohl, dein Bestes. Und wenn du das nicht erkennst, muß man dich dazu zwingen" — Das letzte hätte Wulff nicht sagen dürfen. Er hätte mit Friedes Trotz rechnen müssen, wie er ihn von der Kindheit her kannte.

„Zwingen?" Sie warf den Kopf zurück. Ihre Augen funkelten Wulff zornig an. „Mit welchem Recht? Ich habe ja gewußt, warum ich so lange deine Hilfe abgelehnt habe. Du glaubst wohl, daß du mich für die 2000 Mark, die du mir geliehen hast, miterworben hast? O nein, soweit sind wir noch nicht. Ich werde — —"

„Friede!" Die Adern an Wulffs Schläfen liefen dick an.

„Ich werde mir nicht mehr erlauben, dir einen Rat zu geben", sagte er eisig. Sein Gesicht war ganz blaß. Der ganze Auftritt war so leise vor sich gegangen, daß niemand etwas davon gemerkt hatte. Jetzt endete der Tango. Mit höflicher Verbeugung führte Wulff seine Tänzerin zu einer mit Palmen geschmückten, mit Korbtischen und Sesseln versehenen Nische. Noch eine kurze, knappe Verbeugung — Wulff Legien trat beiseite.

*

5. Kapitel.

Peter Ott hatte in den Tagen des Dortmunder Turniers es krampfhaft vermieden, Zeitungen zu lesen. Denn überall stand ja groß und breit: „Der Sieg Fräulein von Stettens auf Fanfare". Dann folgten ellenlange Beschreibungen über den Gang des Turniers, über die Art, wie Friede geritten und wie sie nicht nur im Sport sondern auch hinterher bei dem Fest alle Menschen bezaubert hätte. So ging das mit ihm nicht weiter. Er dachte von früh bis spät an Friede. Herrgott nochmal, seit wann war er denn so schlapp? Es war Zeit, daß er an eine Arbeit kam. Dann würde er schon mit sich fertig werden. Aber er wurde nicht so schnell mit sich fertig. Als er seinen Schreibtisch aufschloß, um ein paar Papiere zu suchen, fiel ihm ein dünnes Papierbündelchen entgegen. Es hatte ihn überall begleitet. Er brauchte jedes einzelne Schreiben nur in die Hand zu nehmen, so strömt es ihm heiß zu Herzen. Drei freilich sind von Telse. Aber dort, das zartgrüne Briefchen von Friede war das erste, das ihn auf der Hazienda „Zu den drei Korkeichen" erreichte. Pepe, der indianische Landbriefträger hatte es ihm gebracht. Zum Malen deutlich sieht Peter den braunen langhaarigen Gesellen vor sich. Er war ein „Binash Yutsil", ein schöner Junge, wie es in der Sprache der Mexikoindianer hieß.

Einmal, in einem ungeheuren Sturm, ist Pepe gestrauchelt und im Schlamm umgesunken. Noch sind die Spuren davon auf dem Briefumschlag zu sehen. Ohne Conchita wäre dieser Brief wohl kaum in meine Hände gekommen, denkt Peter. Seine Augen werden ganz weich und dunkel. Er entsinnt sich noch genau, wie eifrig das kleine blonde Mädel, die „Santa Virgin" der Indianer, auf Pepe eingesprochen, ihm den Brief trotz der Kotspritzer auszuhändigen. Niemand außer ihr wußte, wie sehnsüchtig der junge Deutsche auf Nachrichten aus seiner fernen Heimat wartete.

Sein Auge fällt auf das letzte große Bild, das ihm Conchita vor ein paar Wochen geschickt hat.

„Damit Don Pedro mich nicht ganz vergißt", hat sie scherzhaft darunter geschrieben. Aber so genau, wie man nur etwas wissen kann, fühlt Peter, das Herz hat ihr bei diesen Worten weh getan. Sehnsucht steht in den blauen Augen, in dem kindlichen Gesicht. Er sieht sie vor sich, die ganze zierliche Figur, das Köpfchen mit der kurzen, silberblonden Mähne.

Conchita, liebes kleines Ding! Warum kann ich dich nicht lieb haben?

*

Peter steht auf. Er geht hin und her. Die Unruhe läßt ihn nicht zum Arbeiten kommen. Soll das immer so weitergehen, daß er mit seinen Gedanken zwischen Friede und der Arbeit hin- und hergerissen wird? Er hätte nicht nach Deutschland zurückkehren dürfen oder wenigstens nicht in den alten Kreis. Er hätte auch Wulff nicht wiedersehen dürfen. Blieb er mit Wulff in Verbindung, so würde immer wieder, wenn er mit ihm zusammenträfe, die Rede auf Friede kommen. Wulff würde bald dies von ihr zu erzählen wissen und bald das. Die Wunde, die sie Peter geschlagen, würde niemals heilen können. Wenn er als Wulffs Beauftragter dort in die Moorgegend ging, blieb er immer irgendwie in Verbindung mit Friede. Er mußte sich von Wulff trennen. Wo hatte er nur das Inserat gelesen, daß so gut zu dem paßte, was er vorhatte: aus Ödland Kulturboden gewinnen und neue Siedlungen zu schaffen? Doch mußte es denn durchaus das Bourtanger Moor sein? Endlich hatte er die eZitung gefunden, hastig schlug er die Seiten auf:

„Junger, moderner Kulturtechniker wird ins Vogelsgebirge gesucht, um Fehnkanäle anzulegen und Moor und Ödländereien in Kultur zu bringen. Meldungen sind zu richten an Engelrodt, Hoherodtskopfburg."

Das war ein Posten, wie er ihn brauchte. Das Bourtanger Moor mit seinen weit reicheren Möglichkeiten konnte von anderen bearbeitet werden. Aber die Moorstriche im hessischen Vogelsgebirge gehörten zu den ärmsten Teilen des deutschen Vaterlandes. Dort konnte er also nicht nur nehmen, sondern auch geben. Er war der Heimat so lange fern gewesen. Nun drängte es, da anzupacken, wo es am nötigsten war. Hirn und Faust dort einzusetzen, wo man am nächsten wieder aufbauen konnte. Dort würde er auch nichts finden als Arbeit und Einsamkeit. Das war es, was er brauchte. Sofort setzte er sich hin und beantwortete das Inserat im „Hessischen Boten", das der Zufall in seine Hand gespielt hatte. Sein zweiter Brief ging an Wulff von Legien:

„Lieber Junge,

sei mir nicht böse, wenn ich, statt nach Osnabrück zu kommen, dir diesen Absagebrief schreibe. Ich habe es mir überlegt. Ich muß dich bitten, von unserem Plan, das Bourtanger Moor mit mir urbar zu machen, abzusehen und andere Leute dort arbeiten zu lassen. Du wirst für diese Gegend dort unschwer tüchtige Arbeitskräfte finden. Mich aber dispensiere. Ich kann dir den Grund nicht andeuten. Ich muß irgendwo ganz für mich allein sein, Wulff. Ich muß etwas vergessen, was mich jahrelang schon gequält hat und was mich von Mexiko fort hierher getrieben hat. Aber ich werde es nur vergessen, wenn ich ganz allein bin. Du kennst mich ja und weißt, daß ich am ersten mit mir fertig werde, wenn ich auf mich selbst gestellt bin. Sei mir nicht böse, wenn ich für eine Weile ganz verstumme. Sowie ich mich wiederhabe, hörst du von mir.

Dein alter Freund Peter."

(Fortsetzung folgt.)

Der Mörder.

Jagdskizze von **Hermann Huttel.**

Wo in dem schmalen Wiesental der krumme Birnbaum steht, führt ein alter Steg über den Wildbach zum Walde hinüber. Ich kenne diesen Steg besser, als mancher Fuhrmann die Landstraße. Denn unzählige Male bin ich bei Tag und bei Nacht hier gegangen, seit ich dem heimlichen Rehbock nachstelle, der drüben an den waldigen Hängen des Westerwaldes wechselt. Ein Kapitalbock freilich ist es nicht, aber ein „Mörder" mit knuffigen Rosen und nadelspitzen Stangen, die schon gar manchem braven Bock zum Verhängnis wurden.

Ich pirschte bergauf und bergab, durch Dickung und Stangenort. Ich habe angesessen tagaus und tagein, habe ganze Nächte im Holz verbracht und auf den frühen Tag gelauert, bin von der Sonne verbrannt und vom Hagelschauer gewaschen worden — alles vergebens. Seit Aufgang der Jagd ist der Bock wie verschollen. Als ob er wüßte, daß mein Blei sich nach ihm sehnt.

Auch heute wieder habe ich mich in aller Herrgottsfrühe aus dem Dorfkrug getastet, bin über den Hof gestolpert und in die stockdunkle Nacht hinaus. Nun wechsle ich über den alten Steg am krummen Birnbaum hinüber, während dicker Nebel auf der Wiese liegt und tausend Grillen zirpen.

Droben am Himmel flackern gar lustig die Sterne. Ringsum recken sich die Wälder und Berge pechschwarz in den Himmel hinauf. Laut gellt die Eule ihren Weidruf in die Nacht.

Gradaus vor mir glotzt finster ein Kiefernrot. Weiter das Tal hinauf, wo die Wiese den Kiefernbestand umwinkelt, weiß ich einen Hochsitz. Ich habe diesem Hochsitz bisher noch keine Beachtung geschenkt, da ich es lieber mit den heimlichen Kanzeln weiter oben im Bergwald hielt. Aber heute bleibe ich hier unten. Warum, das weiß ich selber nicht. Ich halte mein Verbleiben hier sogar für dumm und aussichtslos. Aber es ist irgend etwas in mir hellwach geworden, das dem klügelnden Verstand auf den Kopf haut und mir unwiderstehlich zuraunt: „Hier wirst du den Schadbock auf die Decke legen und sonst nirgends!"

Und nun hocke ich auf der alten Kanzel und warte auf den Morgen. Die Grillen zirpen wie närrisch, und drüben am Grenzberg schreit schrill ein Waldkauz. Mit tausend Fragen angefüllt schaue ich nach den Sternen hinauf, von denen einer nach dem anderen verblaßt und schließlich verlöscht. Antwort gab mir keiner.

Der Wind hat mächtig aufgefrischt. Das tut er immer, wenn der Morgen kommt. Ich schlage den Rockkragen hoch und lausche dem munteren Schwatz des Wildbachs, über dem sich langsam der Nebel zusammenrollt.

Der Himmel wird fahl, wird messinggelb und rötet sich. Der Waldkauz, der vorhin noch schrie, ist stumm geworden. Immer deutlicher treten die Berge und die Wälder in das quellende Licht heraus, während sich die erste Lerche trillernd in die Lüfte schraubt.

Tausend Vögel sind munter geworden, tausend Lieder erfreuen mein Herz. Käfer und Falter schwirren vorüber. Bunt schillern sie im frühen Sonnenstrahl.

In den Fichten drüben ruckst der Tauber tief und voll, in der drehwüchsigen Hainbuche neben mir trommelt der Buntspecht immer lustiger drauf los, und hinter mir im Kiefernort wispern die Tannenmeisen und Goldhähnchen gar emsig ihre hauchfeinen Ströphchen. All' das sehe und höre ich und noch viel, viel mehr. Wie im Flug vergeht die Zeit. Kein Mensch auf der ganzen Welt hat so viel Kurzweil wie ich auf meiner einsamen Kiefernkanzel.

Dann aber flammt es plötzlich knallrot vor mir auf! Drüben am Fichtenholz steht zwischen weißem Dorn und gelbem Ginsterbusch der Bock!

Einen Augenblick verschlägt's mir den Atem. Dann aber führe ich langsam, langsam das Glas ans Auge — wahrhaftig, der „Mörder"! Rot loht seine Decke im Sonnenstrahl, eisgrau ist sein grindiger Kopf, und zwei Stangen stehen blank darauf wie geschliffene Dolche.

Die Entfernung ist reichlich weit. Ich schätze hundertdreißig Gänge. Soll ich den Schuß wagen? — Oder soll ich warten, bis der rote Schadbock mitten in die Wiese tritt? — —

Drüben vor dem Fichtenort macht die Wiese einen Buckel, der ist über und über mit Margariten besät. Dort also wird sich der Bock nicht lange aufhalten, wenn's ihn nach süßem Gras und fettem Klee gelüstet. Denn wo die Margariten so dicht beisammenstehen, pflegt der Boden trocken und die Äsung mager zu sein. Aber mitten in der Wiese, wo der gelbe Hahnenfuß glänzt und der rote Blutknopf leuchtet, da blüht der purpurne Wiesenklee gar üppig im saftigen Gras.

Doch der Bock ist ein Heimtücker. Ich traue ihm nicht.

Am Ende tritt er überhaupt nicht in die Wiese aus, so sehr ihn auch die tausend Naschereien locken mögen. Es ist nicht der erste heimliche Bock, der mir im Leben begegnet. Und so würde ich mich nicht wundern, wenn er im nächsten Augenblick schon wieder hinter Dorn und Ginster im dunklen Fichtenort verschwunden wäre. Also nicht lange fackeln, sondern handeln und schießen!!

Behutsam hebe ich die Büchse.

Der Stachel des Zielglases kriecht langsam in das Blatt des Mörders" hinein. In seiner ganzen Pracht steht er rot drüben vor dem weien und gelben Blütenrausch und sichert herüber. Hell blinken die dolchspitzen Stangen zwischen den argwöhnischen Lauschern.

Nun äugen seine Lichter zum letzten Mal . . .

Die Kugel ist gestochen . . . der Zeigefinger krümmt sich . . . mit scharfem Knall flitzt das Blei hinüber. Der Bock kippt um, als wäre er vom Blitz gefällt.

Wenig später stehe ich drüben. Die Kugel sitzt mitten auf dem Blatt. Rote Perlen leuchten im Gras und mischen sich mit dem Morgentau. Über und über ist der Bock mit alten Narben bedeckt, die an manchen harten Strauß und wilden Kampf erinnern. Aus seiner Todeswunde sickert langsam der hellrote Schweiß, und die Lichter sind klar, als wären sie noch voller Leben.

Ich breche mir einen frischen Bruch von der Weißdornhecke und stecke ihn an meinen verwitterten Hut. Die Sonne lacht herüber, die Drosseln schlagen, und kaum einen Steinwurf weit turnt ein Braunkehlchen lustig an einem wippenden Grashalm herum. Auch der Specht trommelt weiter, und der Kuckuck lacht, als wäre nichts geschehen. Nur der Wald schweigt und schaut trauernd nach, wie ich den alten Kämpen talwärts trage.

Die Wende.

Skizze von **Paul Krasnitz.**

Der Boder Franz war einer von den Stillen. Ein Bauernsohn, knorrig und wortkarg wie alle seine Ahnen, von der Stille der bebauten Äcker erfüllt. Etwas von Sonne und Weite lag wohl in seinen Augen, wenn er die Scherze am Fabrikshof willig, doch abgewandt mit anhörte; aber sein kantig herber Mund blieb still, wie eingeschnitzt ins Gesicht. Um Lippenrand und Kinn lag uralter Bauernernst, erdharter Stolz, wie ihn die hundertjährige Zucht im Dienste an der Scholle gibt.

Mit zwanzig Jahren verließ der Boder Franz den Heimathof. Nach grausam weisem Hausgebot als Jüngster zum Verzicht gezwungen. Das war Gesetz, man nahm es hin wie Tod und Leben. So stellte eines Tages Franz sein Bündel in den Flurraum, dem Holzkreuz nahe und nah der Tür. Am Kreuze betete der Franz, und durch die Tür verließ er seine Heimat.

Sein Ohm, der einst gleich ihm als Jüngster den Hof verlassen hatte, war im Kriege gefallen. Jetzt fand Franz niemand in der Welt, der ihm den Weg gewiesen, ihn die neue Art zu gehen gelehrt hätte. Denn in der Stadt blieb er allein.

Dort nahm man ihn zuerst zu Schänken mit und zu Mägden, Franz aber hatte Not, den Ekel zu verbeißen. Den Vorträgen der Haßagitatoren folgte er böse und bleich bis in den Mund, dann stapfte er mit kaltem Blick hinaus, steif vor Verachtung. Er stand, knorrig und stumm, in einer bewegten Welt und blieb selbst still.

Doch was als Schlimmstes wog: Ihm blieb der Segen seiner Arbeit stumm. Die Kraft, die er in blau dämmernden Arbeitshallen in kreischendes Metall verströmen ließ, er fand sie nicht im Kreise göttlichen Wirkens. Folgte er ihr, so stieß er an Kontore, Lager und Kassenräume, an ein Untier fremden Wesens, das seine Tat verschluckt.

Nicht so wie in der Landwirtschaft schloß sich der goldene Kreis des Lebens über Arbeit, Frucht und Ernte und gab im offenbaren Sinn dem Dienste seine Würde, hier in der Stadt blieb alles trübe und dunkel, und selbst die mächtige Fabrik, der gleich bewegte Wille von tausend Männern, schien doch dem Boder Franz als ein Geläute über leerem Land.

Bis jene seltsam jähe Wende kam, wie sie den Menschen oft verändert, dem eine letzte Kehre seines Weges den Blick ins Tal des Lebens gibt. Boder Franz ging an diesem Tage, denn nur ein Tag war's, eine Stunde, im gleichen Schritt mit hundert anderen Männern durch Straßen hin, die Menschen dicht umsäumten. Ein Aufmarsch, durchaus nicht Franzens erster, und doch schon fremd beginnend durch die quellend heiße Stärke, als die das Glück der keimenden Erkenntnis aus seinem Blute stieg.

Dann ging man in der Sonne und neben Franz marschierte dicht ein Bauer und unweit ein bläßlicher Student. Und all die hundert gleichbeschwingten Männer mit ihren harten Tritten waren voraus gerichtet zu der Fahne, die man dort trug als Wegzeichen und Sinnbild.

In dem Blick, der alles dies umfaßte, die Menschen dort am Rand, den Bauer, den Studenten, die Fahne und sich selbst darunter, wurde dem Boder Franz das erschütternde Erlebnis seiner selbst im großen deutschen Volke. Er kannte plötzlich seinen Platz, seine Bestimmung und sein Amt, als hätte er es schon Jahrhunderte verwaltet. Ein Deutscher, arbeitend für das Glück des ganzen Volkes, er, Boder, der Metallarbeiter, hier, der Bauer dort und drüben der Student, ganz gleich im Arbeitsgang beschwingt, ganz gleich voraus gerichtet zu der Fahne.

Das sprengte jetzt die Härte um das Kinn, das Gesicht entspannte sich zum Lächeln. Und als der Marschzug die Fabrik erreichte, da klopfte Franz dem Bauer auf die Achsel und zeigte hin wie einst nach seinem Acker: „Dort drinnen arbeite ich!“ Und lächelte dabei voll Stolz und guter Freude.

Anekdoten und Schnurren.

Der Kaiser Augustus.

Schon von den Herrschern, Feldherren und Weisen des Altertums erzählte man sich Anekdoten, die sich zum Teil bis heute erhalten haben. Viele nette Episoden werden von dem römischen Kaiser Augustus berichtet.

Eines Tages ließ der Kaiser durch Trompeten ausrufen, er wolle denjenigen reich belohnen, der ihm den gefürchteten spanischen Seeräuber Krakotes ausliefern würde. Augustus bot für Krakotes 15 000 Denare. Eine hübsche Summe. Sie reizte nicht nur die Bürger Roms, die das verlockende Angebot hörten, sondern noch viel mehr Krakotes selbst, der von dem Angebot erfuhr. Kurz darauf ließ sich bei Kaiser Augustus ein Mann melden, der den Herrscher unbedingt selbst zu sprechen wünschte. Er sagte, er brächte Kunde von Krakotes. Als er dem Kaiser gegenüberstand, sagte der Fremde lächelnd: „Gib mir, o Kaiser, die versprochenen 15 000 Denare!“ „Wieso?“, sagte Augustus, „hast du ihn erwischt?“ „Sozusagen ja“, meinte der Fremde, „ich bin es nämlich selbst!“

Der Kaiser war von dieser Kühnheit so begeistert, daß er nicht nur Krakotes die 15 000 Denare auszahlen ließ, sondern den Seeräuber darüber hinaus in seine Dienste nahm.

*

Eines Tages war Kaiser Augustus Gast im Hause eines reichen Römers, der bekannt dafür war, seine Sklaven mit ganz besonderer Grausamkeit zu behandeln. Während das reiche Festmahl aufgetragen wurde, hatte ein Sklave das Pech, einen der herrlich geschliffenen Weinpokale vom Tisch zu stoßen, in den er gerade Wein einschenken wollte. Das wertvolle Glas zersprang auf dem Boden in tausend Scherben. Der Gastgeber, der im Grunde den Verlust leicht hätte verschmerzen können, war so empört über die Ungeschicklichkeit des Sklaven, daß er befahl, den Missetäter sofort zu töten. Augustus sah, wie der Unglückliche erbleichte, er ahnte auch, daß der reiche Römer gerade in Gegenwart des Kaisers seine Strenge besonders zeigen wollte. Plötzlich erhob sich der Kaiser, fegte mit einem Griff sämtliche auf dem Tisch stehenden Gläser auf den Boden, winkte dann dem Sklaven und schickte sich zum Gehen an.

Plötzlich zögerte Augustus, lächelte einen Augenblick ironisch und warf gleich darauf dem rabiaten Hausherrn einen Beutel mit Goldmünzen in den Schoß. „Ich kaufe Euch den Sklaven ab, Cajus“, sagte er kurz, „in meinem Hause spielt das Zerschlagen eines Glases nicht solche Rolle wie bei Euch“.

*

Eines Tages berichtete man dem Kaiser, draußen vor der Stadt lebe ein junger Bauer, der ihm geradezu wie aus dem Gesicht geschnitten sei. Er käme auch öfter nach der Stadt Rom herein, wenn er auf den Markt fahre. Augustus befahl, man solle durch die Torwachen aufpassen lassen, und wenn der junge Mann wieder einmal nach Rom käme, solle man ihn zu ihm führen. Schon wenige Tage später stand der junge Mensch vor dem Kaiser, und dieser stellte fest, daß sie wie Brüder einander glichen. Augustus wurde nachdenklich, dann sagte er plötzlich zu dem jungen Landmann schmunzelnd: „Deine Mutter ist sicher früher oft nach Rom gekommen?“

„Ach nein“, erwiderte der Doppelgänger, „meine Mutter niemals. Aber mein Vater war sehr oft in der Stadt!“



Dante, sehr schlagfertig.

Dante wanderte einst durch die Straßen Roms und fragte einen Mann, der müßig an der Ecke herumstand, wie spät es wohl wäre? Der sah ihn unglaublich dummdreist an und antwortete: „Es ist eben die Zeit, um welche man die Esel zur Tränke führt!“

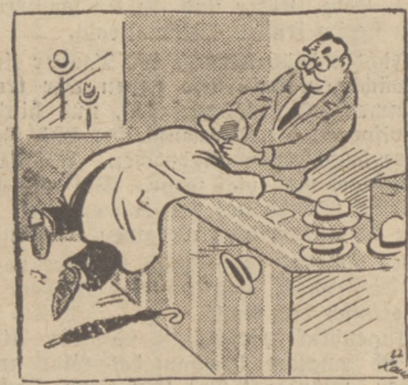
Dante sah ungeheuer erstaunt aus. „Nanu?“, sagte er dann, „wieso stehst du dann hier herum und bist nicht mit ihnen gegangen?“

*



„Wie gefällt Ihnen unser neuer elektrischer Haartrockenapparat?“

*



„Es ist mir ganz unmöglich, diesen Hut von Ihrem Kopf herunterzubekommen, Sie müssen ihn daher, wohl oder übel, kaufen!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.